

1922

1830.

Sonnabend, 2. Januar.

№ 1.

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Mittwoch und Sonnabend erscheint ein halber Bögen Text; Sonnabend ein illuminiertes Modenbild in Oktav; alle Monat eine Abbildung in Quart. — Halbjähriger Preis: 4 fl. und mit freier Postzusendung: 5 fl. E. W. — Man pränumeriert zu Ofen im Kommissionsamt und bei allen k. t. Postämtern.

Der Zauber Spiegel.

(Als Neujahrsprolog.)

Wohlan! o Spiegel, glücklich Blatt
Das manchen Freund gefunden hat,
Beim Eintritt in das neue Jahr
Stell' einen Zauber Spiegel dar!
Ein Theophrastus Spiegel sei,
Der in Kristallner Scheibe frei
Das künft'ge Schicksal dessen zeigt,
Dem man ihn, forschend, zugeneigt.
Und also neige dich denn du
Dem Kreise deiner Gönner zu!



Was glänzt in deiner Scheibe so?
Was strahlt so licht, was blinkt so froh?
Was weitet sich, wie Rosenglanz,
In einen festlich hellen Kranz?
Ja — ja — ich seh's genau! — so klar
Erscheint das neugeborne Jahr!

Des Friedens lieblich Zauberlicht,
Der Liebe glänzend Traumgesicht,
Der Treue Stern, so sanft und mild;
Des Segens lächelnd Strahlentild;

Die Glut der Lust und Einigkeit,
 Der Kraft, die sich am Schaffen freut;
 Der heil'gen Kunst Vertüchtungschein,
 Das Alles tritt, im Hochverein,
 Dem Aug', ein großer Farbenbund,
 Entgegen aus des Spiegels Grund;
 Und Unterthanentreu' umflücht
 Alle lichter Rahmen all' das Licht! —
 Im Kleinen zeigt der Spiegel das:
 D würd' es wahr im großen Maas!

Doch wie vom Sönnerkreis ich jetzt
 Ihn weggewandt und abgesetzt,
 Da sah ich (Hindern konnt' ich's nicht!)
 In seiner Scheib' auch — mein Gesicht.
 Und steh! als Prologus erschien
 Ich so mir, wie ich's eben bin;
 Und, war's nicht eitler Hoffnung Dunst,
 Sah ich auch manchen Wink der Kunst,
 Und mancher Stik, von Hulb gezollt,
 Belohnte, diese Zeilen hold,
 Wenn auch nicht mich, — der sie gebracht,
 Doch die — für die ich sie gemacht!

Joh. Gabr. Seidl.

Aus dem Leben eines Taschenspielers.

Novelle von Heinrich Adami.

1.

Im böhmischen Saale von Karlsbad ging es gar lebhaft zu, kaum vermochte der weite Saal die Menge Neugieriger und Schaulustiger zu fassen. Ein sonderbarer Mann war's, der in einem so hohen Grade die Theilnahme und Aufmerksamkeit der Badegäste in Anspruch nahm. Wohl Jedem war der Caspar Schulz, der sich seit einigen Wochen im Kurorte aufhielt, als ein Sonderling der ersten Gattung bekannt. Tagtäglich sah man ihn auf den besuchtesten Plätzen, doch ging er immer nur allein und düster vor sich hinbrütend. Er schien nicht menschenscheu, doch haßte er die Menschen, — denn sein finstres Wesen scheuchte jede Annäherung zurück. Er trug sich immer schwarz und die Farbe mochte wohl um ein Bedeutendes noch die Blässe seines Gesichtes mehren. Den Namen dieses seltsamen Mannes hatte man aus der Labeliste erfahren, wer er aber sei, war

ein tiefes Räthsel. Sein ganzes Benehmen mußte auf diese Weise die Neugier mächtig anregen, kein Wunder also, daß der böhmische Saal überfüllt war an diesem Abend, mehr denn bei jeder andern Gelegenheit.

Caspar Schulz hatte sich als Taschenspieler angekündigt und für diesen Abend Punkt zehn Uhr seine erste Vorstellung versprochen. Und trotz der hier herrschenden Gewohnheit, sein bei Zeiten mit den Hühnchen sich zu Bette zu legen, glaubte man doch für heute eine Ausnahme machen zu müssen, war ja doch die Bestimmung so später Zeit was Uebergewöhnliches. Auch erwartete man wohl nichts Alltäglichen und wußte ich doch selber nicht zu erklären, aus welchem Grunde. —

Auf den vordersten Plätzen befanden sich der Baron Neuhäuser mit seiner Tochter Heliodora, der Major Frank und Lord Sindlater.

Es war kaum neun Uhr vorüber. In manigfache Gruppen vertheilt sprachen alle Anwesenden gar Manches für und wider den Taschenspieler, auch die vier Genannten geriethen in ein lebhaftes Gespräch.

„Sie kennen doch den Taschenspieler?“ fragte der Major das Fräulein Heliodora.

„Nein!“ entgegnete sie, „aber er interessirt mich ungemein; überhaupt darf ich es wohl gestehen, daß alles das, was ich schon von dem sonderbaren Menschen gehört, mich gar wunderbar zu ihm hinzieht, so wie sich mein Sinn schon von Kindheit an mit unerklärbarer Vorliebe zum Exzentrischen, Wunderbaren hinneigt.“

Artig entgegnete der Major: „Sie überreden sich, schönes Fräulein! Es kann meiner Meinung nach durchaus keine von Natur besirte Verwandtschaft des Gemüthes mit dem Außergewöhnlichen geben; — ich halte ein solches Hinneigen für Schwäche oder Ueberspanntheit, dessen Urstoff man in der Erziehung des frühesten Alters suchen dürfte.“

„Sie glauben also nicht,“ erwiderte Heliodora lebhaft, „daß ein geheimes, aber untäuschbares Band sich ineinander webt aus den Gemüthern verwandter Seelen?“

Da fiel ihr der Vater in die Rede: „Mit der kommen Sie nun einmal über diesen Punkt nie in's Reine, — die gegenseitigen Ideen und Grundsätze sind so im Widerspruche gegen einander und, wie es scheint, die Hartnäckigkeit in der Vertheidigung der Meinung von beiden Seiten so groß, daß sich kaum ein erträglicher Vergleich herauskünsteln ließe.“

Der Lord aber sagte mit einem bei ihm wohl seltenen Anflug von Laune: „Wir wollen's versuchen, ich gehe zur Parthei des Fräuleins über, der Herr Major und der Herr Baron bilden den Feind und somit wären wir so stark, als die Gegenparthei; — es käme also nur noch drauf an, welcher Feind den Sieg davon trägt.“

„Ich kenne so viele Beispiele von geistiger Verwandtschaft der Gemüther,“ sprach Heliodora mit Begeisterung, „daß Sie mich schwer oder gar nicht vom Gegentheile überzeugen dürften. Die Gewalt der Sympathie, die sich so oft und so stark äußerte bei zwei Wesen, wovon eins dem andern fremd sein mußte, die ist es einzig und allein, die von der waltenden Vorsicht gelegt wurde in die gleich gestimmten Herzen, also, daß nur in dem rechten Auffinden und Erkennen der gleichen Seele und sonst nirgends Glück gedeihen mag. Unstrüggbar ist der Ruf der inneren Stimme, der Zug des Herzens, aber nur zu oft wird er von den wilden Einwirkungen des Außent Lebens überkante. In jedem Menschen muß die Sehnsucht nach irgend einem Ideale vorherrschend sein, — nur diejenigen, denen es vergönnt ist, dieses Ideal als wirklich zu erreichen, nur diese allein können glücklich sein. Wohl nimmt oft diese innere unerklärbare Gewalt eine verkehrte Richtung, die Macht der Selbsttäuschung ist groß und wird noch ungemein verstärkt durch Erziehung, — aber dann wird auch nie ein solcher Mensch glücklich und zufrieden werden, es fehlt ihm ein Etwas, das er selber nicht kennt und er vernichtet durch sein eigenes Hinausringen nach dem Unbekannten sich selbst und seine Träume.“

„Darin kann ich nun und nimmermehr Ihrer Meinung sein“ entgegnete artig der Major, „ich kenne diese paradoxen Grundsätze und Behauptungen, aber ich muß gestehen, — nur aus Romanen, deren Erfindung eben so sehr der Phantasie angehört, als die Erfindung der sympathetischen Gefühle selbst.“

„Aber,“ warf der Lord ein, „wie kommen denn diese Meinungen selbst hinein in den Roman? Rein aus der Idee gegriffen können sie unmöglich sein, es muß eine, wenn gleich schwache historische Grundlage vorhanden sein, — da wohl nichts auf der Welt durchaus eine Erfindung ist.“

Heliodora sagte hierauf zum Major: „Und wie möchten Sie auch die unkreitbare Erscheinung, deren wir täglich Zeugen sein können, mit Grund erklären, jenes widrige Gefühl, das uns beim ersten Anblick eines Menschen, dem man noch nie früher im Leben begegnet ist, so mächtig und unbegreiflich befällt?“

Der Major erwiederte: „In unserem regen Gefühle für das Schöne, für edle Form ließe sich wohl die Ursache finden. Regellostigkeit der Form wirkt immer störend auf das Gemüth, vorzüglich wenn damit eine gewisse Bizarrie verbunden ist; — daraus läßt sich wohl die oft und viel besprochene Antipathie erklären. — Ihre Behauptung, Lord, kann ich wohl gewisser Maßen nicht abkugnen, aber sie recht wohl für meine Meinung benützen. Ich gebe eine historische Grundlage zu, aber auch nicht mehr; es mag Menschen gegeben haben und noch geben, die einem innern Zuge des Herzens zu folgen meinen, oft mag sie auch nur dazu ein auffallend sonderbarer Traum verleitet haben, ein Wiedersehen, zum Beispiele, einer zufällig im Traume recht lebhaft vorgeschwebten Physiognomie, — und nun denken Sie sich zu einem so sonderbaren Zufalle noch ein weißes, vielleicht verärrteltes Gemüth und — der Mystiker ist sie fertig und mit ihm die historische Grundlage. Hat man nun einmal angefangen, so macht Reiz der Neuheit, Neigung sich bemerkbar zu machen eine Menge Profeten, die halb den glimmenden Funken ansafachen zur lohen Flamme, daß sie leuchten möge den nächtlichen Wanderern.“

„Sie zeichnen mit grellen Farben,“ sagte Heliodora etwas bitter, „Sie stellen den Menschen auf eine so niedere Stufe von Gewöhnlichkeit, daß er gewiß nicht auf selber zu stehen verdient.“

„Und sehen Sie, bestes Fräulein!“ fuhr der Major mit Lebhaftigkeit fort, „eben durch Ihre Behauptung liefern Sie mir selber eine gefährliche Waffe gegen Sie in die Hände. Der Mensch, der nach sympathetischen Trieben handelt, handelt nie selbstständig, und dadurch eben steht er auf einer viel niederen Stufe, als Ihrer Meinung nach der Anhänger Ihrer Widerparthie, — es ist nur blinde Folgsamkeit gegen die so zufälligen Einwirkungen ganz gleichgiltiger Dinge, und will man gar behaupten, diese blinde Folgsamkeit sei notwendig und bedingt durch die Einrichtung der Natur, so finde ich nun gar keinen weiteren Unterschied zwischen dem sogenannten sympathetischen Triebe und dem Instinkte; — und auf einer solchen Stufe verdient der Mensch doch nimmer zu stehen.“

Der Lord aber entgegnete: „Die Triebsebern sind aber doch nicht dieselben, das Thier handelt, weil es nicht anders kann — —“

„Und der Mensch,“ fiel der Major ein, „weil er es nicht anders zu können meint und durch die Kraft seiner Ueberredung und ofte Uebung es nun endlich wirklich nicht anders kann.“

Heliodora war beleidigt und sagte zum Major etwas spitzig: „Ihre Parallele läßt sich recht hübsch anhören, aber den Vor-

zug, galant zu sein, hat sie nicht. Mögen Ihre Gründe noch so wahr und schlagend sein, für mich sind sie nie überzeugend; — ich glaube kein verzärteltes, kein hypersentimentales Gemüth zu haben, aber ich glaube wohl unter den Einwirkungen der Sympathie zu stehen. Alles Bizarre, Uebernatürliche macht auf mich einen unendlichen Eindruck, — warum nicht auf alle Andere? Ich weiß mir dafür keinen bessern Grund anzugeben, als daß vorzüglich ich eine ausgezeichnete Vorliebe für das Sonderbare haben muß, während dem die Andern ihren Sinn wohl auch unter dem Szepter der Sympathie, nach dem Gewöhnlicheren wenden müssen. Ich bin nicht kindisch, meine Ideen sind nicht überspannt, — aber oft und zumal bei heutiger Gelegenheit macht meine Herrin ihr Recht auf mein Gemüth geltend. Dieser Taschenspieler, er erregt mein Inneres wunderbar, — und habe ich nicht schon viele Taschenspieler, gesehen? Hab' ich Ginen nur beachtet? — es muß nur das Originelle sein, mit dem er auftritt, was so auf mich wirkt, — und dieses vorherrschende Gesallenfinden an solchen frappanten Erscheinungen, es muß durchaus schon natürliche Anlage sein, — späteres Aneignen durch Erziehung und Umgang dürfte bei mir weniger, als bei einer andern Person eintreten."

Der alte Baron versöhnte die feindlichen Gemüther durch ein frühliches: „Glauben macht selig!" und beide Partheien schienen beruhigt. —

(Fortsetzung folgt.)

Seltener Ausgang eines Criminalprozesses.

Vor dem Gerichtshofe zu Bury fand vor kurzem eine merkwürdige Begebenheit statt. Ein junger Mensch von 19 Jahren, Wilhelm Dulle, war angeklagt, einen Angriff auf das Leben seiner Geliebten versucht zu haben; diese, Leah Warren, bei der Verhandlung gegenwärtig, war noch jünger als ihr Mörder; beide sahen hübsch aus. Herr Marbley, der die Anklage führte, berichtete dem Gerichtshofe, daß der Angeklagte bei dem Vater des Mädchens, einem reichen Baumeister in Bury, gearbeitet, sich sterblich in dessen Tochter verliebt, aber, da ihre Aeltern gegen die Verbindung gewesen, seine Bewerbungen habe aufgeben müssen. Voller Verzweiflung von Eifersucht gequält, begegnete er eines Tages seiner Geliebten, die mit einem andern jungen Manne spazieren ging; sogleich stürzte er über sie her, faßte sie bei den Haaren, warf sie zu Boden, stieß ihr ein Messer in die Brust, und entfloh. Glücklicherweise war die Wunde nicht tödlich und die Kunst gab das unglückliche Mädchen dem Leben bald wieder zurück.

Leah Warren erzählte, als man von ihr die Bestätigung der Anklagepunkte verlangte, mit aller Treueberzigkeit ihres Alters ihre Liebchaft, Veruneinigung und Ausöhnung, fügte hinzu, daß sie und ihr Geliebter sich stets mit inniger Stuth geliebt hätten, und

rief den Himmel zum Zeugen an, daß sie nie zärtlichere Gefühle gegen einander gehegt hätten als in diesem feierlichen Augenblicke. Nach dieser Versicherung überwältigten das Mädchen die ihm im Busen tobenden Gefühle; sie fiel in Ohnmacht und die Verhandlungen wurden so lange unterbrochen, bis sie wieder so viel Kraft gewonnen hatte, um mit folgenden Worten fortfahren zu können:

Ich hatte mit ihm eine Zusammenkunft gehabt; er begleitete mich nach Hause und wir brachten mit Vorwissen meiner Aeltern den ganzen Montagmorgen mit einander zu und unterhielten uns von nichts als dem Glücke und der Wonne, der wir uns erfreuen würden, wenn wir durch das Band der Ehe vereinigt wären. Mein innigster Wunsch war, ihm mit Einwilligung meiner Familie einst anzugehören; ich liebte ihn mit meiner ganzen Seele, ich sagte ihm dies und fügte auch noch hinzu, daß er, wenn meine Aeltern unsern Wünschen auch nie nachgeben würden, doch, möge kommen, was da wolle, früher oder später mein Gatte werden würde. Ich weiß auch, daß er mich liebt und mich stets geliebt hat. Bei diesen Worten fiel das Mädchen von neuem in Ohnmacht und den Augen des Angeklagten entquoll ein Strom von Thränen. Nachdem sie wieder zu sich gekommen war, forderte sie der Präsident auf, weiter fortzufahren. „Ich erwähnte schon“ — sprach sie — „daß ich überzeugt bin, er betet mich an.“ Und diese Erklärung stimmte die Zuhörer und die Jury für den Angeklagten sehr günstig.

Nach einer langen Unterbrechung erklärte der Advokat, welcher die Anklage führte, daß der Vater des Mädchens, da er sehe, seine Tochter liebe den Angeklagten noch immer mit aller der Liebe, der ein weibliches Herz nur immer fähig ist, seine Einwilligung zu der Verheirathung der jungen Leute gebe, und mit Zustimmung des Herrn Präsidenten seine Klage zurücknehme.

Der Sachwalter des Angeklagten dankte hierauf in seinem Namen und in dem seines Klienten für diesen Edelmuth. „Der Gefangene“ sprach er, „wird weder jemals die Gefahr, der er entgangen ist, noch das vergessen, was er der Zärtlichkeit und der Liebe des Mädchens schuldig ist, das bald sein glückliches Weib werden soll.“ Der Baron Carrot, Präsident des Gerichtshofes, war sichtbar von diesem ungewöhnlichen Ereignisse ergriffen und erklärte gegen die Geschwornen, daß, da genügende Beweise mangelten, er für billig halte, den Angeklagten von der Schuld freizusprechen. Dies geschah und Dufile, der Freiheit wieder gegeben, stürzte in die Arme seiner Geliebten und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. Beide sanken hierauf auf ihre Knie, um Gott zu danken und verließen den Tempel der Gerechtigkeit, um in dem Gotteshause vor dem Altare, wohin sie alle Zuhörer begleiteten, den Segen des Priesters zu empfangen. —

A. Delluno.

Der Modenkourier, Nr. 1.

(Paris, 15. Dezember 1829.)

1. In einer gewissen Entfernung sollte man glauben, daß alle Hüte, sowohl Atlas als Sammet, mit Federn geschmückt wären; es sind aber blos die äußersten Enden der Stoffschleifen, die ihnen dieses Ansehen geben. Diese Enden sind alle von einer Franse, mit einem Federbart, garnirt.

2. Viele schwarze Atlas- oder Sammethüte sind mit schwarz und rosenroth gestreiften Federn, die in Bouquetten eingetheilt sind, geziert.

3. Ein Stoff oder Gewebe, es sei von Krepp oder Gaze mit Streifen, wovon der eine satinirt, der andere licht ist, welches man zur Ball-, Konzert- und großen Soireenkleidern verwendet, nennt man „Nécrède.“

4. Zur Negligée trägt man unten an den Ärmeln breite schwarze Sammetbänder mit Blonden garnirt, ganz im Einklange mit der Sammet-Fiancee, die um den Hals getragen wird. Diese Fiancees bilden mit ihren Dracolets ein artiges Ganzes; man sieht sie von grünem, granatfarbem und violettem Sammet, rund herum mit kleinen schwarzen oder weißen Blonden garnirt.

5. Man verfertigt Damen-Mäntel von allen Farben und allen Stoffen, von Sammet bis zu Blonden mit Atlas gefüttert.

6. Wir haben einen Mantel von gelbem Atlas gesehen, der vorne mit zwei breiten Streifen von Zobel-Marder bordirt und gefüttert war.

7. Silberfchmuk ist in der Mode; man arbeitet ihn in gothischer Form zu Ketten und Halsbändern. Er dient auch zur Verzierung in den Turbans und Haarbesüßen.

8. Der Rand der Hüte einiger Elegants ist auf einer Seite mehr aufgerichtet als auf der andern.

9. Der Kragen der neuen Fraks ist flach und kaum drei Zoll breit.

10. Wir haben auf einem Ball einen Stuzer gesehen, dessen Kleid von schwarzem geköperten Sammet bestand und mit Atlas von derselben Farbe gefüttert war. Die Knöpfe waren von Seide mit Facetten.

11. Die neuen Heberöle sind von dunkelviolettem Tuche mit einem Sammetfutter von derselben Farbe. Bis zum Gürtel haben sie zwei Reihen breiter Knöpfe und von dem Gürtel bis hinab eine Reihe kleiner Knöpfe. Diese Heberöle gehen tief hinab. Der Graf d' D. . . . , welcher zuerst einen solchen Rock trug, hatte darauf einen Marderkragen, der bis an die Ellbogen reichte.

12. Die Ballschuhe sind von lakirtem Leder, ohne Batten oder Rosetten auf der Fußbiege.

Modenbild Nr. I. *)

Pariser Anzüge vom 10. Nov. 1. Blonde-Koefüre. Kleid von Goldgewebe mit Blonden garnirt. (Ein ähnliches Kleid ist für J. M. der neuvermählten Königin von Spanien verfertigt worden.) — 2. Hut von geköpertem Sammet. Kleid von Gros d'Orient mit Ärmeln von brodirter Blonde.

*) Von dem neuengagirten akademischen Kupferstecher, Hrn. Joh. Schilling, einem jungen Künstler, den wir bestens empfehlen können, und der sich schon durch diese seine Arbeit selbst empfiehlt.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.